

Halleische Zeitung.

Bezugs-Preis... Halle, Montag 5. November 1894.

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Nummer 519. Halle, Montag 5. November 1894. 186. Jahrgang.

Neueste Nachrichten.

(Eigene Drahtberichte und Fernsprechnachrichten.)

Berlin, 5. November. Wie dem 'Berl. Tagb.' aus Rom gemeldet wird, veröffentlicht die Zeitung 'Secolo' ein seltsames Schreiben des in Lugano lebenden Nihilisten Fürsten Peter Aljow.

Paris, 5. November. Die gestrigen Stichwahlen zu den Provinzialräthen bestätigten im allgemeinen die Resultate der am vergangenen Sonntag stattgefundenen Hauptwahlen.

London, 5. November. Vor einem Hause in Giltspur Street in der Nähe des Hyde-park explodirte gestern Abend eine Bombe.

Paris, 5. November. Unter den bei der Revolte auf den Salzinleihen (Suzanna) getödteten Anarchisten befinden sich Lauturier, Marpaux und Simon Bisquit.

Sofia, 5. November. Das Regierungskabinett, 'Mir' befragt die Nachrichten, daß der Kaiser Nicolaus dem Prinzen Ferdinand auf dessen Heiratsverhandlung ein Danesitz zugewillt habe.

Tientsin, 4. Nov. Die degabirten Generale Heh und Wei sollen sich bereit aufstellen. Sie würden sich nach Peking zu richten, weil sie glauben, daß ihre Strafe größer ist als ihre Verdienste.

London, 4. November. Dem 'Neuerischen Bureau' wird aus Patagonien gemeldet, die japanische Armee, welche zur Sicherung des Flußlaufes überdrückt und die Chinesen zurückgedrängt hat, fährt fort, siegreich vorzurücken.

Yokohama, 5. Nov. (Nachricht des 'Neuerischen Bureau's') Nach ihrer eingelaufenen Nachrichten hat nicht von Fort Arthur ein solches Besatzungstruppen gefunden.

Deutsches Reich.

* Es wird uns berichtet, daß die Vor schläge, welche zur Abwehr der Umsturzbestrebungen dem Reichstag zugehen werden, in allem wesentlichen mit dem Caprivi'schen Entwurf, der bereits die Zustimmung des preussischen Staatsministeriums empfangen hatte, übereinstimmen.

* Bereits am Donnerstag Abend theilten wir mit, daß in Folge der im Reichsanwaltamt und im preussischen Staatsministerium stattgefundenen Personalveränderungen worden sei, den Zusammentritt des Reichstages, der durch kaiserliche Verordnung beauftragt auf den 15. d. Mts. einberufen war, auf etwa drei Wochen hinausgeschoben.

Wir Wilhelm, von Gottes Gnaden Deutscher Kaiser, König von Preußen etc. verordnen auf Grund des Artikels 12 der Verfassung, im Namen des Reichs, was folgt:

Unter Aufhebung des für den Zusammentritt des Reichstages durch unsere Verordnung vom 23. October d. Jz. bestimmten Termins wird der Reichstag berufen, am 5. December d. Jz. in Berlin sich zu versammeln.

Wir beauftragen den Reichsanwalt mit den zu diesem Zweck nöthigen Vorarbeiten.

Unschuldig unter unserer Obhut stehendenhändigen Unterschrift und beigedrucktem Kaiserlichen Insigne.

Geschehen Berlin, den 2. November 1894. (L. S.) Wilhelm.

Kürst von Söhenlobe. Als Grund für die Verschiebung des Termins des Reichstagszusammentritts wird die Neubestellung des Reichsanwaltens angeführt, wobei die Schwierigkeit unüberwindlich war, daß der eben am Amt berufene Reichsanwalt Kürst Söhenlobe bis zur Mitte des Monats November die Zeit überbringen konnte, um sich genügend mit den Materien des Etats und der Nothwendigk. Abwehr der Umsturzbestrebungen vertraut zu machen.

* Der bevorstehende Wechsel im Justizministerium. Entgegen dem kürzlich von der 'Nordd. Allgem. Ztg.' gebrachten Dementi theilen 'Kreuzztg.' und 'Köln. Ztg.' übereinstimmend mit, daß der Justizminister, Herr v. Schelling, um seinen Abschied gehen habe und nicht beabsichtige, noch bis zur Vollendung seines fünfjährigen Dienstjahres, 12. Dez. im Amte zu bleiben.

* Die Ernennung wäre als ein höchstes Ereignis zu betrachten. Herr Tesdorff hat sich alle Zeit, sowohl als Staatsanwalt im Prozeß Amin wie in der Verfolgung der 'sozialdemokratischen Umtriebe' wie in der Anklage wegen des Tagebuchs Kaiser Friedrichs als höchstens thätig erwiesen.

Anzeige-Gebühren.

Ueber die Gründe des Rücktritts des bisherigen Justizministers äußert sich die 'Köln. Ztg.' in nachfolgender Weise:

In den letzten Jahren seiner Amtsfähigkeit war er nicht auf Ansehen bedacht. Immer deutlicher traten die Schwächen seiner Regierung hervor, die infolge der übertriebenen Verschwendung des Reichstages die Wohlthat der Gerichte in hohem Maße verminderten.

Der alten aber was der Kampf mit der Finanzverwaltung. In den letzten Jahren sehr unzureichend. Mit dem Wachstum der großen Städte, mit den überaus erleichterten Verkehrsverhältnissen war auch das Bedürfnis nach Vermehrung der Richterstellen immer dringender geworden; dazu kam das Verhältniß der Besetzung und der Anwesenheit der Richterämter gegenüber der Vermehrung der Angelegenheiten, die ganz unzureichende Quantität der Gerichtsbeamten, endlich die unvernünftige Nothwendigkeit, eine große Anzahl der besten Juristen, denen die richterliche Laufbahn keine Aussicht auf erhebliches Vorrücktskommen bot, an andere Verwaltungszweige abzugeben.

Unter großer Theilnahme an allen Theilen der Provinz und allen Berufsständen ist am 20. November in Posen der 'Rechts-Anwalt' der 'Provinz zur Förderung des Rechtsfortschritts in den Simakaten' gebildet worden.

Die Ernennung des kaiserlichen Regierungsraths statt des früheren Ministerpräsidenten Grafen Goltz zum Staatsminister im Reichsanwalt.

Die drei hier aufgeführten Maßnahmen, schließt das Hamburger Blatt, sprechen vorläufig für eine Continuität der Politik im Reich.

Es geht doch nichts über den Glauben an die Gutmüthigkeit des deutschen Abtheilens. Uns macht das vorliegende 'Materienverzeichnis' vorläufig den Eindruck der Nothwendigkeit, welche den 'Hamb. Correspond.' aus der Verherrlichung der Herr Caprivi zu der Unterfertigung der jenen Regierung hinüberführen soll.

1) Rücktritt des Ministers v. Heyden. 2) Rücktritt des Ministers v. Schelling. 3) Ausscheiden des Geh. Rath's Göring aus der Reichs-Anwalt.

* Die Absicht der süddeutschen Landwirthe an den Reichsanwalt. Die Absicht, welche der Vorstand des süddeutschen landwirtschaftlichen Centralvereins an den Reichsanwalt, Kürst v. Söhenlobe, Schilling's für, geltend hat, lautet folgendermaßen:

Im Namen des süddeutschen landwirtschaftlichen Centralvereins, der in einem Schreiben an den Reichsanwalt, Kürst v. Söhenlobe, die ehrenvolle Grüße.

Unter Durchsicht haben ein schweres Amt in schwierigen Zeiten wie wir hoffen, zum Heil und Ergut des Vaterlandes übernommen.

Wenn der Kampf gegen die Parteien des Umsturzes gelingen soll, so wird er sich nicht nur auf Maßregeln der Abwehr beschränken dürfen, sondern es werden auch die production, den Staat

Vertical text on the left margin: 102, 101, 100, 99, 98, 97, 96, 95, 94, 93, 92, 91, 90, 89, 88, 87, 86, 85, 84, 83, 82, 81, 80, 79, 78, 77, 76, 75, 74, 73, 72, 71, 70, 69, 68, 67, 66, 65, 64, 63, 62, 61, 60, 59, 58, 57, 56, 55, 54, 53, 52, 51, 50, 49, 48, 47, 46, 45, 44, 43, 42, 41, 40, 39, 38, 37, 36, 35, 34, 33, 32, 31, 30, 29, 28, 27, 26, 25, 24, 23, 22, 21, 20, 19, 18, 17, 16, 15, 14, 13, 12, 11, 10, 9, 8, 7, 6, 5, 4, 3, 2, 1.



(Nachdruck verboten.)

Die quade Foelke.

Roman aus der Emſgau. Von F. Klink-Lütetsburg.

Dem Vertheidiger blieb, nach der Rede des alten Arztes, kaum noch etwas zu ſagen übrig. Niemand war mehr über den Wahrſpruch der Geſchworenen im Zweifel geweſen, als dieſe nach kurzer Berathung Foelke Bruns von der gegen ſie erhobenen Anklage freisprachen.

Die junge Frau erhob den Kopf. Jetzt erſt hatte ſie ſich aus der zuſammengeſunkenen Stellung, welche ſie während der ganzen Dauer der Verhandlungen eingenommen, aufgerichtet.

Mit wankenden Schritten, gekentkten Kopfes hatte Foelke Bruns, geführt von dem Rechtsanwaltd Buddenberg, den Saal verlaſſen. Draußen angekommen, blickte ſie wie verwirrt um ſich. Sie ſchrak zuſammen. Nur wenige Fuß breit von ihr enifernt ſtand der Amtsrichter Hellwald. Sein Anblick ſchien einen erſchütternden Eindruck auf ſie zu machen. Buddenberg bemerkte, daß ſie erſchauerte und ſich dann abwandte, als habe ſie einen häßlichen Anblick gehabt. Schwerer legte ſie ihr Arm auf den ſeinigen, ſie ſchien in dieſem Augenblicke noch mehr der Stütze bedürftig.

Sie ſprach kein Wort. Er führte ſie an einen bereit gehaltenen Wagen.

„Wohin ſoll der Kutſcher uns bringen?“ fragte Buddenberg.

„Wohin? Ja — wohin? In die Stadtwohnung zurück, aus welcher man ſie fortgeführt? Jäh ſchoß das Blut in ihre bleichen Wangen. Und doch! Nur einen flüchtigen Augenblick war das heiße Verlangen nach dem Frieden des Vaterhauſes in ihr aufgelodert. Nie mehr!

„Nach meiner Wohnung“, kam es leiſe über ihre Lippen. Hier war ſie erwartet worden. Die Wirthin hatte niemals an irgend eine Schuld der jungen, ſchönen Frau geglaubt, die während ihres kurzen Aufenthalts in ihrem Hauſe ſo ſüß und zurückgezogen gelebt. Rechtsanwaltd Buddenberg traf im Uebrigen aber auch Vorſorge für ſeine Klientin, damit ſie bei ihrer Heimkehr nichts vermiſſen möge, deſſen ſie zu ihrer Erholung bedürftig ſein würde.

So wurde Foelke Bruns herzlich im Hauſe empfangen und in ihre vollſtändig für ihre Wiederkehr in Bereitſchaft gehaltene Wohnung geführt. Buddenberg hatte daran gedacht, auch das Kind der jungen Frau hierher bringen zu laſſen, doch nahm er von dieſer ihm Frau Bruns gegenüber eigenmächtig ſcheinenden Handlung, mochte ſie noch ſo wohlgemeint ſein, Abſtand.

Und er hatte wohl daran gethan. Die junge Frau bedurfte des Alleinſeins, ſie war erſichtlich nicht mehr im Stande, ſich zu beherrſchen. Nachdem er um die Erlaubniß gebeten, ſie am folgenden Tage beſuchen zu dürfen, und ſich dann verabschiedet, glaubte er, als die Thür hinter ihm in's Schloß gefallen war, ein lautes Aufſchluchzen zu hören.

Ja — Foelke Bruns weinte. Als Buddenberg ſie verlaſſen hatte, ſtand ſie noch einen Augenblick aufhorchend. Sie war wirklich allein und — nicht mehr eine Gefangene. Während der endlos ſcheinenden Zeit ihrer Gefangenſchaft hatte keine Thräne den grenzenloſen Schmerz gelindert, jetzt endlich fand ſie den Troſt dieſes Thauens. Die Thränen rannen über die bleichen, abgehärteten Wangen der jungen Frau auf die einander gelegten Hände in ihren Schoß.

Sie war frei — nicht mehr eine Verbrecherin, eine Ausgeſtoßene der menſchlichen Geſellſchaft. Was der Staatsanwalt, was Bernd und Wolberich gegen ſie vorgebracht, ſo empörend die Ausſagen auch geweſen, es war ausgeglichen durch den treuen Freund aus dem Vaterhauſe, dem alten Doktor, durch die ehrliche Magd und die Schlußworte eines wohlwollenden Vorſitzenden, der von Mitleid mit der unſchuldig Angeklagten erfüllt geweſen war.

Allmählich wurde Foelke ruhiger, und ſie wollte es werden. Noch heute mußte ſie zu ihrem Kinde, um es zu holen. Seine Mutter war durch keinen ſchimpflichen Verdacht mehr beſtaft, frei durfte ſie das kleine Geſchöpf wieder begrüßen.

Auch an Wilhelm Adams dachte ſie. Wie hatte er ihretwegen gelitten, und mit welcher Freude würde ſie zu ihm geeilt ſein, um ihm die Botſchaft zu überbringen, daß ſie frei geworden! Aber wehmüthig ſchüttelte ſie den Kopf. Das Elternhaus war ihr verſchloſſen auf immerdar. Dafür hatte jener Glende Sorge getragen, deſſen Anblick, ſie am heutigen Tage, beim Verlaſſen des Schwurgerichtsſaales erſchreckt.

„Der Glende!“ wiederholte ſie laut.

Ihre Gedanken kehrten zu ihrem Kinde zurück. Sie erhob ſich mit einer raſchen Bewegung, ein Hauch von Röthe begann ihre bleichen Wangen zu beleben, ſie trat an den Spiegel. Ihr Ausſehen befremdete ſie nicht, aber ſie hatte den Wunſch, es zu verbeſſern. Die Menſchen brauchten nicht zu wiſſen, daß ſie ſehr gelitten.

Foelke zwang ſich, Speiſe und Trank zu genießen. Dann ging ſie, die brennenden Lider zu fühlen und die Thränenſpuren zu verwiſchen. Es war nicht ſo leicht, und ihre Ungebuld wurde auf eine harte Probe geſtellt. Sie mußte noch ihre Zuflucht zu einem dichten Schleier nehmen, ehe ſie das Haus verlaſſen konnte, um ſich zu ihrem Kinde zu begeben. Sie fand die kleine Grethe, der Obhut einer Magd anvertraut, im Hauſe der Pathe, während dieſe ſelbſt einen Beſuch im benachbarten Dorfe machte. Das Kind ſah nicht verändert aus, ſein Anblick hatte die Mutter noch nie mit einem ſicheren Glücksbewußtſein erfüllen können, heute betrachtete ſie es mit banger Sorge. Heimlich war wohl die leiſe Hoffnung in ihr lebendig geweſen, das Kind anders ausſehend zu finden, gefräſtigt. Statt deſſen wollte es ihr ſcheinen, als lägen die Augen noch tiefer in ihren Höhlungen und der bläuliche Ring um dieſelben habe eine Erweiterung erfahren. Jede feiner Adern durchſchimmerte die Schläfen, und die kleinen Hände erſchienen well und zuſammengeschrumpft.

Angsterfüllt preßte die junge Mutter das kleine Geſchöpf an ihr Herz, und wieder funkelten in ihren Augen helle Tropfen. Dann aber wurde ſie ruhiger. Das Kind würde nun wieder ihrer Pflege theilhaftig werden. Ihr Kummer hatte eines Tages nachtheilig auf die Kleine gewirkt, aber derſelbe war gegangen und ſie konnte ſich ganz der Sorge für das Kind hingeben.

Am Abend kehrte ſie mit demſelben in die Stadt zurück. Von der Pathe war ſie nicht beſonders freundlich empfangen worden. Sie hatte, wie ſie geſagt, „zu viel Aerger von der Geſchichte gehabt“. Nachdem ſie die Nachricht von Foelke's Freisprechung durch einen reitenden Boten, den ſie am Morgen in die Stadt geſchickt, erfahren, war ſie heute zum erſten Male wieder unter Leute gegangen, weil ſie ſich zu ſehr geſchämt hatte, „daß Eins aus ihrer Familie“ ſo dagelanden, wie Foelke gethan. Dieſe möchte es nur als ein großes Glück anſehen, daß es noch ſo abgelauſen und ſie nicht verurtheilt worden war.

Die junge Frau hatte aufgeathmet, als ſie wieder in dem Wagen geſeſſen und die Pferde angezogen hatten. Zärtlich drückte ſie das Kind an ihr Herz und fuhr lieblosend über die wellen Wangen. War ſie auch von Sorge um die Geſundheit des kleinen Geſchöpfes erfüllt, ſo geſellte derſelben ſich doch die Hoffnung zu, daß es ihrer Liebe gelingen werde, das Leben des Kindes zu erhalten und dieſes zum Gedeihen zu bringen.

Erſt langſam gewann ſie die Herrſchaft wieder über ſich ſelbſt. Die gleichmäßige Ruhe ihrer Natur, mit welcher ſie ſo manche Lage beherrſcht, icht völlig verloren gegangen. Noch immer wollte die innere Angſt und Unruhe der letzten Monate ſie nicht verlaſſen, und es bedurfte der ernſten Mahnung an ſich ſelbſt, um ſich zu einem Genießen des ſtillen Friedens zu zwingen, der ſie in den nun folgenden Tagen umgab.

Die junge Frau empfing außer dem Rechtsanwaltd Buddenberg Niemanden. Auch dieſer war nur in den erſten Tagen, nachdem Foelke frei geworden, einige Male zu ihr gekommen,

später nicht mehr. Anfangs sich nach ihrem Ergehen zu erkundigen, hatte er für seine Pflicht gehalten, später blieb er ihr rücksichtsvoll fern, „um ihren Feinden nicht Gelegenheit zu neuen Angriffen auf ihre Ehre zu geben“, wie er sich lächelnd selbst sagte.

Einmal war auch Wilhelm Adams gekommen. Foelke hätte bringen gewünscht, daß er ihr fern gelieben wäre, aber sie fand nicht den Muth, den Freund ihrer Kindheit abzuweisen. Die Begegnung hatte auf beide Theile erschütternd gewirkt. Wilhelm war nicht ohne die Befürchtung gekommen. Foelke fürchtbar verändert zu finden, aber er sah sie bei Weitem durch die Wirklichkeit übertroffen. War es möglich, daß diese gebrochene Frauengestalt seine einstige Jugendgenossin sein konnte? Foelke dagegen wurde durch Wilhelm's Anblick nicht nur an all das überstandene Glend erinnert, sondern auch an die Zukunft, welche öde und freudlos vor ihr lag. Für immer vertrieben aus dem Vaterhause, durch die Bosheit der Menschen von dem einzigen Freund losgerissen, dessen Treue und Anhänglichkeit sie die Einsamkeit weniger fühlbar hätte machen können, würde sie immer eine Verlassene sein.

Nur mit Anstrengung konnte sie eine Ruhe zur Schau tragen, die sie nicht besaß. Erst im Laufe der Unterhaltung gelang es ihr, allmählig die in ihr tobenden Gefühle zum Schweigen zu bringen und ruhiger die Dinge zu besprechen, die Wilhelm, wie er sagte, hergeführt. „Ich habe Deinen Vater in die Hand gelobt, über Dich und Dein Eigenthum zu wachen, dem Kinde sein Erbe zu erhalten, und das will ich thun nach bestem Können. Andere Dinge aber giebt es, die Dein und Deines Kindes Glück in Gefahr bringen, wo ich nichts thun kann, als Dich warnen und, wenn Du meinen Rath annehmen willst — Dir rathen. Ich muß nach Dingen fragen, von denen Du vielleicht nicht gern hörst.“

„Frage nur, Wilhelm, ich kann guten Rath gebrauchen. Ich möchte selbst wissen, welchen Ausgang dies Alles nehmen wird.“

„Hast Du von Bernd Bruns gehört?“

„Nein“, gab sie ruhig zurück.

„Man sagt, er will eine Ausöhnung mit Dir. Er soll den eingeleiteten Scheidungsproceß rückgängig gemacht haben.“

Foelke entgegnete nichts, aber Wilhelm machte die Bemerkung, daß ihre schmalen, weißen Hände zitterten.

„Das Gerücht hat mich eigentlich hergetrieben, Foelke“, fuhr Wilhelm fort. „Ich kenne Dich. Bernd Bruns sieht nicht gut aus. Wenn er zu Dir käme, als ein Bittender — Du wärst im Stande, neues größeres Glend auf Dich zu laden.“

„Nein“, jagte sie hart und fest.

„Gott sei Dank, daß Du so sagen kannst. Versprich es mir in die Hand, daß Du Wort halten willst.“

„Ich halte mein Wort, ohne daß ich mich mit Handschlag verpflichte.“

„Foelke, kannst Du glauben, daß ich im Stande sein würde, Dir etwas zu rathen, das Deinem Glück entgegen wäre?“

„Du gewiß nicht, Wilhelm.“ Sie sagte dies mit einem vollen, warmen Blick auf ihn.

„Du mußt Dich von Bernd scheiden lassen.“

„Warum? Wir sind geschieden. Da bedarf es keiner äußeren Lösung mehr.“

„So wirst Du auch zu ihm zurückkehren.“

Die junge Frau schauerte bei dem bloßen Gedanken an eine solche Möglichkeit zusammen. Sie sah Wilhelm beinahe erschrocken an, seine Worte hatten etwas Bestimmtes gehabt.

„Ich wiederhole, was ich gesaht. Du hast einen harten Kopf, Foelke, fast so hart wie Dein Vater, aber Du kannst doch nicht viel durchsetzen, wenn der Rechte an Dich herantritt, weil Du neben dem harten Kopf das Herz eines guten, mitleidigen Kindes hast. Mach' ein Ende, Foelke, nur dann kannst Du noch wieder etwas vom Leben haben.“

Sie schüttelte wehmnüthig mit dem Kopfe.

„Das Leben ist mir zu ernst gewesen, als daß ich noch einen Genuß davon erwarten sollte.“

Er schwieg einen Augenblick und sah sie mitleidig an. Sie war so jung und hatte schon auf Alles Verzicht geleistet.

„Nicht darum, Foelke, sondern aus anderen Gründen. Mit Bernd Bruns steht es nicht gut, er hat arg gewirthschaftet und das Geld, das er aus der Brandkasse empfangen, wird kein großes Loch zumachen. Wer weiß, wie es mit dem zu Ende geht! So lange Du aber seine Frau bist, könnte man Dich auf die eine oder andere Art zwingen, mit Deinem Gelde für ihn einzustehen.“

„Was da ist, gehört Gretje. Der Vater hat mich ja übergangen, um sein Erworbenes sicher zu stellen.“

Er entgegnete darauf nichts. Das, was er ihr hätte sagen können, würde ihr großen Schmerz bereitet hben. Wie wäre es ihm möglich gewesen, sie an die geringe Lebensfähigkeit der kleinen Erbin zu erinnern?

„Die Sorge um mein Geld könnte auch niemals für mich bestimmend sein, mich von Bernd Bruns loszusagen“, fügte sie hinzu.

„Das Geld aber könnte ihn bestimmen, eine Ausöhnung mit Dir zu suchen“, kam es ungewohnt hastig aus ihm heraus.

Sie sah ihn beinahe verwundert an. Nie zuvor hatte sie Wilhelm in einer gleichen Stimmung gesehen.

„Das glaube ich nicht“, entgegnete sie ruhig. „Von einer solchen Seite habe ich ihn nicht kennen gelernt. Aber sei ohne Sorge, Wilhelm, ich weiß, was ich mir und meinem Kinde schuldig bin. Nie werde ich zu Bernd Bruns zurückkehren.“

Der entschiedene Ausdruck in ihrer Stimme beruhigte ihn mehr noch als ihre Worte. Dennoch glaubte er sie über die Dinge aufklären zu müssen, welche seit Wochen die Dorfbewohner in eine förmliche Aufregung versetzt hatten.

Bernd hatte bis zum Wiederaufbau seines Wohnhauses im Hause eines kleinen Bauern Quartier genommen, welcher neben dem Schmied, Wolberich's Pflegevater, wohnte. An diesem Umstand selbst hätte wohl Niemand etwas Bedenliches finden können, besonders so lange Wolberich weg gewesen sei, kein Mensch habe gewußt wohin, anders habe die Sache nach ihrer plötzlichen Heimkehr, durch die Beziehungen, welche der Vater zu Bernd unterhalten, sich gestaltet. Sie war den ganzen Tag drüben und Niemand konnte darüber sich täuschen, daß sie ihm „am Bande“ hatte. Kinder, die hinter der Hecke stehend, Beide belauscht, hatten den Eltern Dinge überbracht, welche das größte Vergerniß erregten, so daß der Pastor sich veranlaßt gesehen, Bernd ernstliche Vorstellungen zu machen.

Seitdem sollte es besser geworden sein, noch besser nach Bernd's Krankheit, und jetzt besprach man die Möglichkeit einer Ausöhnung zwischen ihm und Foelke. Es war aber gewiß nicht anzunehmen, daß ein Mann wie Bernd, von Neue ergriffen, die Bahn des Lasters dauernd verlassen werde, und so fürchtete Wilhelm Fallstricke für die junge Frau, die sich immer zum Vergeben und Vergessen bereit zeigte. Das hatte ihn hergetrieben, wie sie erkannte.

Noch einmal beruhigte sie ihn.

„Ich kehre nie zu ihm zurück, Wilhelm. Er wird aber auch nicht versuchen, mich zu einem solchen Schritt zu bewegen. Wir sind getrennt und will auch er eine äußere Scheidung, so wird er mich bereit finden, aber nicht von der Frau und Mutter magst Du Derartiges fordern.“

Wilhelm Adams verstand sie. Das Wort „Scheidung“ erschreckte sie. Eine „geschiedene Frau“ — sie würde das Wort gleichmüthig ertragen haben. Der Gedanke an „ein Kind geschiedener Eltern“ ließ sie vor einem Ausweg zurückbeben, der die einzige Lösung in diesem Konflikt bilden konnte.

Die Furcht vor der Möglichkeit, daß Bernd den Muth finden könnte, sie aufzusuchen, brachte Foelke für die nächsten Tage viel Unruhe. Es befremdete sie. Die Vergangenheit war abgethan. Die Vorstellung von einer zufälligen Begegnung mit dem Vater ihres Kindes hatte sie wohl einmal beschäftigt, aber an eine solche konnte keine besondere Beforgniß sich knüpfen. Sie war fest überzeugt gewesen, daß er ihr ausweichen werde, bis Wilhelm nun eine neue Sorge in ihr wachgerufen.

Foelke versuchte, sich zu zerstreuen, aber es gelang ihr nicht. Das Kind nahm nur wenig Zeit für sich in Anspruch, sie hätte so sehr gewünscht, mehr durch dasselbe beschäftigt zu werden. Es lag den ganzen Tag still, die mageren Händchen emporgestreckt, als wolle es mit seinen großen Augen die kleinen Finger zählen. Nur wenn die Mutter in seine Nähe kam, mochte es noch so leise sein, wandte es den Blick, um gleich darauf wieder dem gewohnten Spiel sich zuzuwenden.

So hatte Foelke sich gezwungen gesehen, Beschäftigung aus einer früheren Zeit wieder aufzunehmen. Sie hatte dieselbe eines Tages nur ungern, aber doch ohne Widerstreben aufgegeben, weil dieselbe sie ihren Pflichten entfremdet haben würde. Als aber äußere Umstände sie nun zu einer Unthätigkeit verdammen, die ihrer schaffenden Natur völlig fremd war, wandte sie sich mit Eifer wieder den Studien zu, von denen sie nur mit Bedauern sich gewendet. (Fortsetzung folgt.)

Sagengeschichte oder Geschichtsbilder in Sexta.

Es unterliegt, so läßt sich in einem sehr bemerkenswerten Artikel ein erfahrener Gymnasiallehrer in der „Köln. Ztg.“ aus keinem Zweifel, daß die Pflege vaterländischer Gesinnung eine wesentliche Aufgabe der höheren Schulen ist, jowie daß dem Geschichtsunterricht an der Lösung dieser Aufgabe ein bedeutender Antheil zufällt. Zweifellos wirkt auch die antike Geschichte in dieser Richtung außerordentlich bildend, denn wo wäre ein schöneres Beispiel todesmuthiger Vaterlandsliebe zu finden als in dem Freiheitskampfe der Griechen gegen die Perser, und die römische Geschichte, besonders der älteren Zeit, predigt sie nicht gerabegü die große Wahrheit der Unterordnung des eigenen Wohles unter das Wohl des Vaterlandes? Indessen ist es eine berechnete Forderung, daß der junge Deutsche vor Allem in deutscher Geschichte heimisch werde, ohne deren gründliche Kenntniß er ja nimmer ein Verständnis der Gegenwart gewinnt, in der zu leben und zu wirken er berufen ist. Mit Recht ist auch darauf gedrungen worden, daß die Geschichte der neueren Zeit gründlicher und ausführlicher behandelt werde, als es vor Inkrafttreten der neuen Lehrpläne, wenn auch nicht durchweg, so doch vielfach geschah, und so hat denn die Behandlung der deutschen Geschichte auf Kosten der alten ein Jahr gewonnen. Der Schüler, der nach Abschluß von Untersekunda das Gymnasium verläßt, hat drei Jahre lang, der, welcher das Gymnasium absolviert, fünf Jahre lang deutsche Geschichte studirt. Und wenn ein so eifriger Verehrter der humanistischen Bildung wie Oskar Jäger sich — freilich etwas schweren Herzens — in diesen neuen Zustand sich ergeben hat, dürfte wohl keine namhafte Stimme mehr die Forderung erheben, hier zum Alten zurückzukehren. Bei dieser Verstärkung des deutschen Geschichtsunterrichts hätte man es aber auch sollen benutzen lassen; für völlig verfehlt halten wir es, daß man jetzt den propädeutischen Geschichtsunterricht mit Lebensbildern aus der vaterländischen Geschichte, statt wie früher mit Sagengeschichte beginnen läßt.

Der vorbereitende Geschichtsunterricht war früher für Schüler und Lehrer der erfreulichste Unterrichtsweig in der Sexta. Wie lauschten die Kleinen, wenn man sie auf Olymps Höhen in die erlauchte Versammlung der Götter einführte, dieser übermenschlichen und doch menschlichen Gestalten, deren wunderbare Eigenschaften die uns Angenehmere schweifende Phantasie des Sertaners mächtig fesselten! Wie freuten sie sich an den Erzählungen, die von dem Verkehr der Götter mit den Menschen berichteten, Erzählungen, deren ethischer Gehalt grade in dieser Form der kindlichen Auffassung besonders nahe gebracht werden kann. Man rufe sich Baucis und Philemon, Midas, Ikarus, Niobe ins Gedächtniß zurück. Und nun erst die Gestalten von Hercules und Theseus, kann etwas die kindliche Phantasie mehr entzünden, als die Erzählungen von deren Fahrten und Thaten? Wirken die Erzählungen vom trojanischen Kriege, von den Fahrten des Odysseus jemals eindringlicher als in jenem Alter, in denen die Kindesseele sich noch in ungeschwächter Naivität der dargebotenen Stoffe bemächtigt? Naturgemäß schließen sich an die Erzählungen aus dem antiken Götter- und Sagenkreise die entsprechenden heimischen an, schon deshalb mehr zu eigentlicher Geschichte überleitend und geschichtliche Auffassung vorbereitend, weil wir die hier auftretenden Gestalten mehr als Fleisch von unserm Fleische fühlen, und speziell in den Erzählungen aus dem germanischen Sagenkreise heimische Zustände und Sitten anflingen.

Indem der vorbereitende Geschichtsunterricht mit den Sagen begann, wurde die geschichtliche Auffassung der heranwachsenden Menschenkinder denselben Weg geführt, den auch die geschichtliche Auffassung der Völker gegangen. Aller Geschichte voran geht die Sage, in der die noch jugendliche Phantasie der Völker Zustände früherer Zeiten, von denen nur unbestimmte Kunde verlaute, in freiem Empfinden, meist um einzelne Heldengestalten gruppiert, ausmalte und durchweg poetisch gestaltete. Die älteste Geschichtsauffassung der Völker ist also eine poetische, und erst allmählich begann hier der Gedanke der Phantasie Zügel anzulegen und die nüchterne Betrachtungsweise der Gegenwart auf die Vergangenheit anzuwenden, dies erst, als die Gegenwart sich wechselvoll gestaltete und zu tieferem, ernstem Nachdenken aufforderte. Liegt nicht auch in dieser Thatsache ein Fingerzeig für den Gang des geschichtlichen Unterrichts, ein Fingerzeig von gerabegü zwingender Deutlichkeit?

Nach den neuen Lehrplänen ist die Sagengeschichte als selbstständiger Unterrichtsweig gestrichen. In Sexta wird im deutschen Unterricht neben vielen anderen Aufgaben, die hier zu bewältigen sind, auch die deutsche Sage behandelt, als Ersatz für

die verschwindende antike soll wahrscheinlich die Vorschrift dienen, daß der Stoff des lateinischen Übungsbuches in Sexta vornehmlich der alten Sage und Geschichte entnommen werde. In Quinta werden in der eigentlichen Geschichtsstunde Erzählungen aus der sagenhaften Vorgeschichte der Griechen und Römer vorgenommen, die „eigentlichen Sagen des klassischen Alterthums sind der altsprachlichen Lektüre und dem deutschen Unterricht zugewiesen“. In den ohnehin so knapp bemessenen deutschen Stunden in Quinta soll also unter vielen andern auch die antike Sage behandelt werden, der große Rest fällt der altsprachlichen Lektüre anheim.

Der propädeutische Geschichtsunterricht in Sexta beginnt also mit „Lebensbildern aus der vaterländischen Geschichte, wobei von der Gegenwart und Heimath auszugehen ist.“ In den methodischen Bemerkungen lesen wir folgende Begründung dieser Bestimmung (S. 41): „Der propädeutische Unterricht in Sexta und Quinta hat die Aufgabe, ausgehend von der Gegenwart und Heimath, die großen Heldengestalten der nächsten und fernern Vergangenheit dem Herzen und der Phantasie des Knaben nahe zu bringen, seinen Gedankenkreis damit zu erfüllen und den ersten konkreten Grund für geschichtliche Betrachtung zu legen.“

Zunächst verstehen wir nicht, was es heißen soll, „ausgehend von der Gegenwart und Heimath.“ Unter Heimath versteht man doch den Geburtsort und dessen nächste Umgebung, wollte man also den Sinn dieser Vorschrift wörtlich nehmen, so müßte jeder Geschichtslehrer mit irgendetwas großen Heldengestalt seiner Heimath beginnen, die der Gegenwart angehört. Dabei dürften aber die meisten Lehrer in große Verlegenheit gerathen. Es scheint uns hier ein unbewußter Anflug an die Geographie vorzuliegen, in der ja die Forderung, den Anfangsunterricht von der Betrachtung der Heimath ausgehen zu lassen, durchaus berechtigt ist.

Unersündlich ist ferner, weshalb man von der Gegenwart ausgehen soll. Es richtet der naturwibrige Krebsgang in der Geschichte, den Oskar Jäger mit Recht eine pädagogisch-bidaktische Mißgeburt nennt, auf dieser Stufe zwar noch wenig Schaden an, obgleich es oft recht störend wirkt, fast in jeder Stunde mit Thatsachen operiren zu müssen, die erst in der nächsten Stunde, und dann wiederum leider auf Grund demnächst zu erörternder Thatsachen, zu besprechen sind. So bleibt in jeder Geschichtsstunde ein unerwarteter Rest zurück, der vermieden worden wäre, wenn man selbst diesen rein propädeutischen Geschichtsunterricht so gestaltet hätte, wie es dem Charakter dieses Unterrichtsweiges einzig angemessen ist.

Das wären indessen alles Nebensachen, wenn wirklich der Zweck erreicht würde, der uns von den neuen Bestimmungen vorgehalten wird. Mögen wir uns denselben noch einmal vergegenwärtigen. Es sollen die großen Heldengestalten der nächsten und fernern Vergangenheit dem Herzen und der Phantasie des Knaben nahe gebracht, sein Gedankenkreis damit erfüllt und so der erste concrete Grund für geschichtliche Betrachtung gelegt werden. Das klingt erhaben, und vernehmen dürfte es scheinen, an so hehren Bestimmungen zu rütteln. Wir aber, die wir seit einer Reihe von Jahren auch in unteren Klassen mit hoher Freude unterrichten und uns mit der kindlichen Seele recht innig vertraut glauben, haben von Anfang an über diese Begründung sehr nüchtern gedacht, und so oft wir sie lajen, drängte sich uns der Vergleich mit gewissen Eltern auf, die in Verkennung der Kindesnatur ihren Kindern allerlei Belehrungen und Angewohnheiten beizubringen suchen, deren Sinn diese noch nicht verstehen, Eltern, die dadurch den Kinderinn und die Freude an Kinderspielen vorzeitig erköbten und so jene frühreifen Geschöpfe züchten, die pädagogisch betrachtet Mißgehalten darstellen.

Im Sinne der neuen Vorschriften wird man sich in der ersten Zeit hauptsächlich mit Wilhelm I. befassen und versuchen müssen, dessen Heldengestalt der Phantasie des Sertaners nahe zu bringen. Was versteht aber ein Sertaner von der bescheidenen Heldengröße dieses trefflichen Mannes? Sein Sinn ist ausschließlich auf das Anekdotenhafte gerichtet, und vergleichliche Bemühung wäre es, anders als durch Anekdoten sein Interesse für Jung-Deutschlands ersten Kaiser erwecken zu wollen. Man muß natürlich hauptsächlich von dessen Kriegen reden. Diese sind aber nicht geeignet, Wilhelm I. dem Knaben als einen Helden vorzuführen. Ein Schlachtenheld ist dem Knaben nur derjenige, der sich mitten in das Schlachtgetümmel stürzt und in Handgemenge Haufen von Feinden niederreckt oder mindestens wie Wücher in persönlichen Eingreifen seine Truppen zur Tapferkeit anspornt. Ueber derartige Thaten verlaute aber weder von Wilhelm I. noch von sonst einem der großen Männer der Gegenwart oder jüngsten Vergangenheit etwas. In der Reizzeit

über-
sagen
wäre
it der
mich
gte sie
ausföh-
ihm
tte sie
ciner
ohne
Kinde
e ihn
er die
wohner
es im
neben
n Um-
önnen,
habe
slichen
bernd
en und
lande“
auscht,
gerniß
ernst-
r nach
einer
nicht
n, die
rchtete
r zum
herge-
o aber
wegen,
so
Mutter
g“ er-
Wort
nd ge-
r, der
o den
Foelke
embete
g von
hatte
ne be-
wefen,
Sorge
nicht.
hätte
n. Es
streckt,
sählen.
och so
e dem
g aus
eines
geben,
Als
umten,
ie sich
it Be-
gt.)



trägt die überlegene Kriegskunst in erster Linie den Sieg davon, eine Kunst, die das Interesse des Knaben nicht erregen kann, da er sie nicht versteht. Wohl hört der Sertaner begeistert zu, wenn man ihm den Verlauf von Schlachten derart erzählt, daß man allerlei Szenen verwegener Thaten einflücht, möglichst viel Blut fließen und die Kolben auf die feindlichen Schädel niederschmettern läßt, so daß er sich unwillkürlich an seinen Kopf fühlst. Aber das ist mit Recht nicht der Sinn der neuen Vorschriften, es sollen Vorstellungen großer Heldengestalten erweckt werden. Moltke und Bismarck sind für den Knaben völlig unfassbare Figuren, mehr oder weniger alle Generale, die sich im letzten Kriege berühmt gemacht haben. Der Grenadier Klinko, der vor Düppel ein Pulverfaß in die Luft fliegen läßt, um in die Schanze ein Loch zu sprengen, und bei dieser That umkam, diese und ähnliche Gestalten sind Männer, für die der Sertaner sich interessiert und deren Thaten mit wunderbarer Treue in seinem Gedächtnisse haften.

Dazu treten, je weiter man in der deutschen Geschichte hinaufsteigt, Gegensätze auf, mit denen man den Knaben am besten unbehelligt läßt. Schon im 30jährigen Kriege der Gegensatz zwischen katholisch und protestantisch, der sich bis ins frühe Mittelalter hinein fortsetzt in dem Widerstreit zwischen Papst und Kaiser. Man mag die Geschichtsbilder noch so leidenschaftslos und zart ausmalen, die Gegensätze klingen durch und bergen die Gefahr in sich, schon in der Kinderseele die Gegensätze der Confessionen noch mehr zu verschärfen, als sie ohnehin durch den dogmatischen Religionsunterricht verschärft werden.

Und es giebt überhaupt unter den historischen Gestalten der deutschen Geschichte nur wenige, welche der Knabe mit voller Phantasie zu erfassen vermag, wie etwa Blücher, der populärste Friedrich der Große, Jethen, Derfflinger, Prinz Eugen und noch Karl der Große wie er uns aus den Erzählungen des Manches von St. Gallen entgegentritt, lauter Gestalten aber, die, wie auch Wilhelm I., in patriotischen Gedichten dem Herzen und der Phantasie des Knaben so nahe gebracht sind, wie es überhaupt möglich und einzig angemessen ist. Diese Gedichte, entsprechend vorgetragen, erregen mehr Begeisterung in der Brust des Sertaners als die längste und schönste Erzählung. Und dabei möge es sein Bewenden haben.

Wie nach den neuen Bestimmungen an der Phantasie des Sertaners gesündigt werden kann, zeigen u. A. zwei Lehrbücher, welche für den propädeutischen Geschichtsunterricht nach den neuen Lehrplänen verfaßt worden sind. In dem Buche von Jähnke und Dähnel hört der Knabe auch schon von Arbeitergesetzen, Alters- und Invalidenrente, erfährt, daß diese 114 bis 415 Mk. beträgt und aus der Reichskasse bezahlt wird! Dazu eine solche Fülle von Geschichtsstoff, daß er in den höheren Klassen nicht sehr viel mehr zu lernen brauchte, falls er sich das hier Dargebotene zu eigen gemacht hätte. In dem für die Sexta bestimmten Theile des Buches von Stenzler, Lindner und Landwehr lesen wir ebenfalls von Alters- und Unfallversicherung, Sozialdemokraten, ferner Schlagworte wie „nationale Freiheit, Wohlfahrt und Gerechtigkeit“ und (S. 21) folgenden klassischen Satz, mit welchem, zurückspringend von dem Begräbnis Wilhelms I., das Leben Friedrich Wilhelms IV. eingeleitet wird: „Aller Herzen bewogte der geistvolle Herrscher durch seine schwungvollen Worte bei den Huldigungen in Königsberg und in Berlin; segensreich begann er zu wirken. Trotzdem kam es am 18. März 1848 zu einem Straßenkampfe in Berlin. Der König beendete ihn dadurch, daß er seinen liegenden Truppen den Ausmarsch aus Berlin befahl. Ruhe und Ordnung war bald wieder hergestellt.“ Ziegler (Die Fragen der Schulreform S. 95) fühlt sich bei dieser Stelle an Karlchen Miesnick erinnert! Das Buch ist an den Kadettenschulen eingeführt.

Schließlich vermögen wir auch nicht einzusehen, daß durch diese Art propädeutischen Geschichtsunterrichts der erste konkrete Grund für Geschichtsbetrachtung gelegt werde. Von konkreten historischen Thatsachen bleibt neben einigen Anekdoten und Namen nur wenig im Gedächtnisse haften, der Sinn für historische Dinge kann aber doch unmöglich dadurch geweckt werden, daß der Zögling größtentheils Dinge hören muß, für die er kein Interesse hat, und das Ueberwiegen des Anekdotenhaften in eigentlich geschichtlichen Betrachtungen ist weit eher geeignet, den Sinn für wirkliche Geschichte zu ertöten, als zu wecken.

(Schluß folgt.)

Vom Büchertisch.

(An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher, Broschüren etc. angezeigt. Besprechung nach Auswahl vorbehalten.)

— **Arnold, Paul, Der Königsrunder.** Eine Geschichte von deutscher Soldatentreue. Mit vielen Abbildungen. 1 M. Geb. 1.60 M. Leipzig, Verlag von Ferdinand Hirt u. Sohn. Die Schrift hat die Verlagsbuchhandlung dem vor einigen Jahren erschienenen bekannten Werke „Jederzeit kampfbereit von Oskar Höcker und Arnold Ludwig“ in gleicher, nachstehend erläuterter Absicht jetzt folgen lassen. Im Rahmen einer Erzählung, wie Knaben sie lieben, wird die Kenntniss des Heeres, seine Aufgabe, seine Einrichtungen vermittelt, an Beispielen aus den letzten Kriegen unseres Volkes das Herz der Jugend entzündet, die Liebe zum Soldatenstande eingepflanzt und dazu beigetragen, daß sie gottesfürchtig, tapfer, treu und gehorsam werde! Jenseits der Vogeln ist dafür gefragt, daß in der heranwachsenden Jugend das Gedächtnis an die Jahre 1870/71 nicht verloren gehe. Ueber ganz Frankreich bis in die Schulen der entlegenen Dörfer hinein ist das Büchlein des Räteoffiziers Lavisse „Tu seras soldat“ verbreitet; die Bürgerkatechismen, wie sie im Unterricht der Volksschulen gebraucht werden, enthalten alle in dem Abschnitt über die Pflichten gegen das Vaterland den Hinweis auf den Verlust von Glas-Bohringen, und das Bild des Soldaten, der über die gefallenen Brüder hinweg stürmt, einem Ziele zu, das den Dom von Straßburg deutlich genug bezeichnet, ist jedem französischen Knaben bekannt. Es ist deshalb unsere Pflicht, dafür zu sorgen, daß, wenn der Kaiser u. s. f. Volk unter die Waffen ruft, ihm eine Jugend folge, die von den Knabenjahren an gelernt hat, was es heißt, Soldat zu sein, das Vaterland zu schützen, das Erworbene feitzubehalten. Nicht früh genug und nicht tief genug können wir es in die Herzen der Jugend prägen: „Du sollst einst die Wehr tragen zu deiner Ehre, im Dienste des Kaisers, zum Schutze Deiner Heimath! Daran sollst du denken, und Gehorsam, Treue, Furchtlosigkeit mußt du schon als Knabe beweisen, wenn Du einst werth sein willst, die Waffen zu tragen.“

— Das Novemberheft von „Nord und Süd“, das mit dem Fortsatze des Wagner-Dirigenten Hermann Levi (radirt von Wihl. Mohr) geschmückt ist, zu welchem Arthur Zahn den begleitenden biographischen Artikel geschrieben hat, enthält folgende Beiträge: „Fünfundzwanzig Jahre Gewerbetreibend.“ von Hugo Böttcher; „Ein Jagdrüber.“ Novelle von Ivar Ring (A. Nechlenburg); „Gedichte“ von Theodor Loewe; „Zwei Genie-Briefe aus der Schweiz vom Jahre 1775“, veröffentlicht von W. Keiper; „Wilhelm Müller.“ Eine biographisch kritische Studie von Adolf Rohut; „Tage und Nächte im wilden Norden. Eine Nachtfahrt durch Norwegen“ von Paul Lindau; „Geheiß.“ Novellistische Skizze von E. Hunold.

— **Schiller**, dem deutschen Volke dargestellt von Dr. F. W. H. Schram (16 Lieferungen zu 60 s. Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.) Dieses neue vollstündliche Prachtwerk, auf welches wir bereits bei Erscheinen der ersten Lieferung hinzuweisen nicht verfehlten, liegt jetzt bis zur vierten Lieferung vor und läßt nunmehr deutlich erkennen, daß hier wiederum eines jener innerlich wie äußerlich geliebten Bücher ersticht, welche verdienen, jeder Hausbibliothek einverleibt zu werden. Die sorgfältig gelederte Darstellung, die offenbar auf den gründlichsten Studien beruht, der frische, warme Ton der Sprache und die eigenartige, interessante Illustration, die auf die zuverlässigsten Quellen zurückgeht, vereinigen sich zu einer anregenden und genussreichen, in dem Stürmen und Drängen der heutigen literarischen Bestrebungen erholenden und wohlthuenden Lektüre. Die vierte Lieferung reicht bis zum Aufenthalt Schillers in Bauerbach, im Hause seiner edlen Gönnerin, der Frau von Wolzogen; in den vorhergehenden Kapiteln hat uns besonders interessiert das unsers Wissen noch nirgends veröffentlichte Jugendbildnis Schillers vom Jahre 1781 sowie die lebhaft Schilderung der bewegten Zeit der ersten Aufführung der „Mäurer“ in Mannheim mit der getreuen Reproduktion des Theaterzettels und den zeitgenössischen Porträts der Schauspieler, welche damals die Hauptrollen vertraten.

— Seit dem Oktober dieses Jahres erscheint mit geradezu beispiellosem Erfolge in London eine englische Ausgabe der „**Modernen Kunst**“ (Verlag von Rich. Bong, Berlin, 4 Hefte 60 s.) unter dem Titel „Modern Art and Literature“. Die Engländer erkennen ricthaltlos an, daß sich mit der Publikation des neuen Blattes ein Revolution der ganzen Illustrationsmethode jenseits des Kanals zu vollziehen beginnt. Der Erfolg des Blattes, der sich am besten darin ausdrückt, daß schon die in Vorbereitung befindliche Weihnachtsummer in 100 000 Exemplaren gedruckt werden muß, kann die deutschen Freunde der „Modernen Kunst“ nicht überraschen. Das soeben erschienene 5. Heft dieses vornehmen illustrierten Journals bietet wieder ein Muster glänzender, fein abgetönter Ausstattung. Farbige Reproduktionen, wie die des bei Gelegenheit des Kaiserbesuches in Constantinopel von S. Corrodi angefertigten Bildes „Illumination am Bosporus“, Meißnerholzschnitte wie die „Prozession des Maitreises“ von J. Gallegos, beweisen immer aufs Neue, daß die „Moderne Kunst“ mit raffinem, echt deutschem Eifer geleitet, eine unangenehme internationale Bedeutung gewinnt und dem nationalen Schaffen neue Betätigungszweige erschließt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Gebensleben. — Notationsdruck der „Halle'schen Zeitung“ Halle (S.), Leipzigj. 87.